

Mensch – Natur – Technik

*Für Elisabeth Gräb-Schmidt
zum 70. Geburtstag*

Herausgegeben von
FRIEDHELM MEIER
und GOTLIND ULSHÖFER

Mohr Siebeck

Mensch – Natur – Technik





Mensch – Natur – Technik

Wechselwirkungen von
Normbildungen und Vorstellungen
der *conditio humana*

*Für Elisabeth Gräß-Schmidt
zum 70. Geburtstag*

Herausgegeben von
Friedhelm Meier und
Gotlind Ulshöfer

Mohr Siebeck

ISBN 978-3-16-200156-6 / eISBN 978-3-16-200157-3
DOI 10.1628/978-3-16-200157-3

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind über <https://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2026 Mohr Siebeck Tübingen.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für die Verbreitung, Vervielfältigung, Übersetzung und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Das Recht einer Nutzung der Inhalte dieses Werkes zum Zwecke des Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG bleibt ausdrücklich vorbehalten.

Gedruckt auf alterungsbeständiges Papier. Satz: Reemers Publishing Services, Krefeld.

Mohr Siebeck GmbH & Co. KG, Wilhelmstraße 18, 72074 Tübingen, Deutschland
www.mohrsiebeck.com, info@mohrsiebeck.com

Vorwort

Der vorliegende Band basiert auf einer internationalen Konferenz, die anlässlich der Emeritierung von Elisabeth Gräb-Schmidt vom 5. bis zum 7. Juli 2024 in Tübingen abgehalten wurde. Der Titel der Konferenz lautete *Mensch – Natur – Technik*. Wir danken an dieser Stelle nochmals herzlich der Fritz Thyssen Stiftung, der Evangelischen Landeskirche in Württemberg und der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, welche die Konferenz großzügig finanziell unterstützten.

Dass dieser Band nicht nur einen Konferenzband darstellt, sondern Elisabeth Gräb-Schmidt als Festschrift zum 70. Geburtstag gewidmet ist, soll die Wertschätzung und Verbundenheit aller Beitragenden ausdrücken. Darum wurden über die inspirierenden Beiträge zu oben genannter Konferenz noch weitere Artikel von Weggefährtinnen und -gefährten sowie Doktoranden von Elisabeth Gräb-Schmidt in den Band aufgenommen.

Der Fritz Thyssen Stiftung sei herzlich für die großzügige Übernahme der Publikationskosten gedankt. Des Weiteren danken wir herzlich den Beitragenden, unseren Mitarbeitenden, Sebastian Zhao und Rahel Müller, für die Unterstützung bei allen anfälligen Korrekturen sowie dem Verlag Mohr Siebeck, insbesondere Dr. Katharina Gutekunst, für die freundliche Begleitung bei der Herausgabe.

Darmstadt/Tübingen im Herbst 2025 *Friedhelm Meier und Gotlind Ulshöfer*

Inhaltsverzeichnis

Vorwort. V

Friedhelm Meier und Gotlind Ulsböfer

Zur Einführung. Mensch – Natur – Technik. Wechselwirkungen von
Normbildungen und Vorstellungen der *conditio humana* 1

Hermeneutische Perspektiven

Notger Slenczka

Normenhermeneutik. Eine ethisch orientierende Funktion
des Bekenntnisses? 15

Gesche Linde

Deutung oder Interpretation?. 33

Frank Thomas Brinkmann

Streit um Normativität? Was darf und kann man in einer
(popkulturell imprägnierten) Postmoderne überhaupt sagen? 45

Ingolf U. Dalferth

Wer hat das Recht, Rechte zu haben?
Über einige post-hermeneutische Herausforderungen der Gegenwart 59

Julian Zeyher-Quattlander

Das Praxisverständnis Dorothee Sölles. Überlegungen zu dessen
Relevanz für die Normbildung in der Öffentlichen Theologie. 73

Religionsphilosophische Perspektiven

Jörg Dierken

Mensch und Technik. Bestimmungskordinaten 85

*Hans-Peter Grosshans*Normbildung angesichts religiöser Diversität.
Eine evangelisch-theologische Perspektive. 99*Heiko Schulz*

Freiheit als Freiheitsglaube. Eine algebraisch-phänomenologische Skizze . 113

*Michael Moxter*Entgrenzungserfahrungen im darstellenden Handeln.
Religionsphilosophische Perspektiven 131*Tobias Zeeb*Erschütterung und Fundierung. Anmerkungen zur Verantwortung als
conditio humana bei Emmanuel Levinas im Blick auf die Möglichkeit
normativer Fundierung ethischer Orientierung 147Anwendungsperspektiven I
Gender und Lebensformen*Athina Lexutt*Oikonomia. Die Ehe zwischen „weltlichem Ding“ und „göttlicher
Stiftung“ als Urbild aller geschöpflichen Beziehung nach Martin Luther . . 161*Friedhelm Meier*Polyamouröse Beziehungen. Zwischen Verantwortungsübernahme
und Vulnerabilität 181*Reiner Anselm*Gender und Lebensformen als normative Herausforderung in
einer postmodernen Gesellschaft. Erkundungen vor dem Horizont
gesellschaftlicher Individualisierung 195

Anwendungsperspektiven II Umwelt und Zukunft

Friedrich Lohmann

Freiheit und Bedürftigkeit. Eine naturrechtliche Grundlegung
der Umweltethik 205

Ferdinando G. Menga

Zur *conditio humana* der Pluralität und Wandelbarkeit normativen
Ordnungen. Wie viel Konflikt darf sich Demokratie leisten? 221

Anne Käfer

Befreit zum Mitwelterhalt. Nachhaltigkeit als theologischer Topos 233

Georg Pfeleiderer

Klimatologie als Eschatologie? Herausforderungen für die theologische
Ethik 247

Anwendungsperspektiven III Technik, Macht und Digitalisierung

Christian Schlenker

Der Text im Zeitalter seiner technischen Produzierbarkeit.
Die Erschütterung des Tradierens und der protestantische Bildungsbegriff. 261

Jure Zovko and Ivana Renić

Being an Avatar? Opportunities and Risks of Technological Development . 277

Gotlind Ulshöfer

Macht und Wirkmächtigkeit angesichts der Digitalisierung.
Theologische Perspektiven auf technologische Entwicklungen
artifizieller Stimmen 287

Christian Schwarke

Ununterscheidbarkeit. Digitalisierung als Machtgewinn und -verlust. . . . 299

Biogramme 309

Zur Einführung: Mensch – Natur – Technik

Wechselwirkungen von Normbildungen und Vorstellungen der *conditio humana*

Friedhelm Meier und Gotlind Ulshöfer

Einleitung

Die grundlegende Frage „Was ist der Mensch?“ band Immanuel Kant in dreifacher Weise zurück, nämlich an die Fragen des Erkennen-Könnens, des Tun-Sollens und des Hoffen-Dürfens menschlichen Daseins. Kant erörterte diese Fragen vor dem Hintergrund der klassischen Metaphysik, der antiken Tugendethik und der christlichen Religion sowie vor der unumstößlich scheinenden Einsicht, dass die Natur nicht disponibel sei. Das Diskussionsfeld stellt sich heute weitgehend anders dar. Die klassische Metaphysik ist längst durch Kant zu Grabe getragen, die antike Tugendethik ist für die Erörterung sozialetischer Fragestellungen innerhalb komplexer moderner Gesellschaften nur sehr bedingt geeignet, die christliche Religion erlebt gegenwärtig in europäischen Kontexten einen immer weiter zunehmenden gesellschaftlichen Bedeutungs- und Relevanzverlust, digitale Technologien verändern Kommunikation, Wahrnehmung und Wirklichkeiten und die Natur wird aufgrund technologischer Innovationen als grundsätzlich disponibel erfahren. Gleichzeitig sind menschenbedingte klimatische Veränderungen weltweit zu erfahren, die das Verhältnis Mensch – Natur nicht nur biologisch, politisch und wirtschaftlich, sondern auch philosophisch und theologisch herausfordern. Diese Verschiebungen wirken sich nachhaltig auf das Verständnis der *conditio humana* aus; zugleich ist eine bleibende zentrale Einsicht, dass der Anker der Fragestellung – wie auch bei Kant – die Frage nach der Freiheit des Menschen sei:

Wird Natur als Ursprungsraum der Freiheit begriffen, dann spiegelt sich in der Technik die mitschöpferische Qualität des Menschen. Sie wird aber des ‚mit‘ des Schöpferischen eingedenk bleiben müssen, das sich in jenem Spannungsverhältnis zwischen Natur als Ursprungsraum der Freiheit und Technik ausdrückt, um das Schöpferische selbst nicht zu verlieren und zur Maschine degradiert zu werden. Dies kann nur verhindert werden, wenn die Technik selbst an diesen Ursprungsraum erinnert und so der Gefahr ihrer eindimensionalen Wahrnehmung eingedenk bleibt.¹

¹ E. GRÄB-SCHMIDT, Der Mensch – seine Natur als Freiheit. Zu den Bestimmungen des Verhältnisses von Natur und Freiheit in anthropologischer, kosmologischer und verantwortungsethischer Absicht (in: DIES./R. PREUL: Natur [MThSt 122], 2015, 29–50), 42.

Der Mensch erscheint als Con-Creator – ein Titel, der durch den technologischen Fortschritt dieser Tage mehr als gerechtfertigt erscheint. Doch „Adel verpflichtet“ bekanntermaßen und so wie Gestaltungsfreiheit die Chance auf Neuerschließung bietet, birgt sie zugleich die Gefahr, zu scheitern oder gar sich selbst zu verlieren. Ob der Mensch seine Freiheit darum lebensdienlich nutzt oder ob er sie missbraucht, um anderen zu schaden, oder sie verliert und zur Maschine degradiert wird, also zu dem, was er selbst geschaffen hat, gründet in dem unscheinbaren Präfix „con“ oder „mit“, wie Elisabeth Gräß-Schmidt in dem vorausgehenden Zitat treffend angemerkt hat.

Diese an einem unscheinbaren Präfix hängende These über Gelingen und Scheitern menschlicher Freiheit spannt einen weiten Bogen, den es hier in der Einleitung zu diesem Band einzufangen gilt.

Zunächst ist zu betonen: Dem nach Freiheit strebenden Menschen ist hinsichtlich seiner Welterschließung nichts unmittelbar gegeben; vielmehr erschließt sich dem Menschen alles und selbst seine Natur mittels Technik. Dies beginnt mit der basalsten Kulturtechnik der Sprache, geht über das Rad zum Buchdruck und mündet in atomaren Technologien und Künstlicher Intelligenz. Gerade in der Entwicklung und im Gebrauch von Technik wird dem Menschen seine Natur als Kultur erschlossen, mittels derer er sich einerseits das Überleben sichern kann und sich andererseits Freiräume für kreative Entfaltung eröffnet. Das Potential des Scheiterns menschlicher Freiheit wurde von Hans Jonas klassisch anhand der Atom- und Gentechnologie dargestellt. Die Möglichkeit der Selbstvernichtung bzw. der irreversiblen Selbstmodellierung fordert im Grunde einen neuen Typus von Ethik, bei diesen Veränderungsdynamiken mit einer Hermeneutik des Verdachts zu begegnen habe; nur ein solches *Sollen* kann einem dekontextualisierten *Können*, das dem Ursprung seines Könnens nicht mehr eingedenk ist, adäquat Rechnung tragen. Zwar ist die Möglichkeit der Selbstvernichtung gegenwärtig immer noch etwa um die Klimakrise präsent, jedoch werden hierzu weniger einzelne Technologien, sondern das Zusammenspiel von unterschiedlichen Technologien sowie Verhaltensweisen insbesondere der Menschen der Industrienationen betrachtet. Darüber hinaus werden aber durch zahlreiche andere Innovationen der Möglichkeitsraum des Menschen so erweitert, dass sich Formen (irreversibler) Selbstmodellierung vollziehen, sodass gar nicht mehr eindeutig ist, ob diese Innovationen Freiheitsgewinn oder -verlust bedeuten bzw. diese können ineinander übergehen: Freiheitsgewinne können Freiheitsverluste implizieren, je nach Kontext. Die seit der Moderne mehr oder weniger durchlässige Grenze von Natur und Technik scheint heute gänzlich unbestimmt zu sein, weil auch Natur und Technik längst ineinander übergegangen sind, sodass der Mensch als Con-Creator diese Grenze selbst zu setzen vermag bzw. herausgefordert ist, diese zu setzen.

Indem dann die normative Grenze selbst als Möglichkeitsraum bestimmt ist, wird jedoch unsere Entscheidungsaufgabe erschwert: Wir haben jetzt selbst zu entscheiden, was wir als ‚Natur‘ im Verhältnis zur Technik festhalten müssen oder wollen. Dies ist die Aufgabe. Dieser können wir nur nachkommen, wenn die Dimension des Selbsterlebens wieder in den Blick rückt, in der unsere Gewissheiten über Sinn und Ziel des Daseins wurzeln, d. h.,

wenn wir ein Sensorium für unser Inneres, m. a. W. die Seele, entwickeln. Dieses Sensorium entspricht einer Selbstreflexion, die ihrerseits an den Spannungsbogen von Natur und Freiheit im Menschen gebunden ist, der ihr vorgegeben ist und auf den wir in unserem Innern aufmerksam werden. Die freiheitliche Kraft des Menschen bleibt – anders als bei Gott – auf ein unhintergebares Spannungsverhältnis zum Vorgegebenen verwiesen, das der Mensch nicht gemacht hat und das er auch nicht machen soll, sondern das allem seinem Machen vorhergeht.²

Was ist das, an dem wir festhalten wollen und was ist es nicht? Die Frage nach der Grenze in allen Grenzverschiebungen und Grenzverwischungen, ist nicht die Frage nach dem Festhalten an einem Vorgegebenen, sondern es ist die Frage nach dem, was der Mensch als das Vorgegebene anerkennen will bzw. soll. Doch menschliche Freiheit ist nicht grenzenlos. Verdachtshermeneutisch markiert die Aufgabe bereits eine Grenze. Denn selbst wenn der Drang der menschlichen Freiheit sich den Anschein geben mag, dass er mittels Technik über sich selbst hinauszustreben scheint und so – wie dieser Tage oftmals von transhumanistischer Seite propagiert – das Vorgegeben-Sein seiner Natur hinter sich zu lassen meint, so fällt der Mensch doch immer wieder auf den Raum seiner Möglichkeiten zurück. Dieser Raum war, ist und wird begrenzt bleiben. Er wird begrenzt durch die Struktur des Daseins, aber auch durch die Freiheit des Anderen.

Gerade letzteres verweist darauf, dass der Ethik nicht aufgegeben ist, ein kulturpessimistisches Narrativ zu pflegen. Vielmehr sind Grenzverschiebungen innerhalb des Möglichkeitsraumes diskursiv zu begleiten, um so Normbildungen im Raum der Freiheit plausibel zu machen. Dieser Aufgabe kann die Ethik nur dann adäquat begegnen, wenn sie erstens Normen anhand der jeweiligen Entgrenzungsphänomene evoziert und wenn sie zweitens diese Normorientierungen in einer Metaanalyse fundiert, in welcher sie die Wechselwirkung von Normbildung und Vorstellungen der *conditio humana* erörtert. Erkennen-Können, Tun-Sollen und Hoffen-Dürfen sind letztlich nämlich nicht separierbare Potentiale, sondern aufeinander bezogene, sich gegenseitig auslegende Dimensionen menschlichen Daseins.

Konsequenterweise spielen Grenzverschiebungen und Normbildungen auf die Vorstellung der *conditio humana* zurück. So stehen einerseits moralische Normen, die sich aufgrund ihres Entstehungskontextes von der gegenwärtigen Lebenswirklichkeit deutlich abheben, verstärkt unter „Aktualisierungsdruck“ (Gender und Lebensformen).

Zudem stellt sich die Frage – gerade auch hinsichtlich der gesellschaftlichen Dimensionen menschlichen Zusammenlebens, welche Normen Technologien selbst implizieren und außerdem, welche Normen im besten Fall die neuen Anwendungsperspektiven bestimmter Technologien so adressieren, dass sie die Rahmenbedingungen des Zusammenlebens möglichst umfassend schützen, ohne den Gestaltungsraum des Individuums übermäßig zu begrenzen, ihn bestenfalls erweitern.

Die Bestimmung der Grenze von Natur und Technik und die damit einhergehende Normbildung für das zwischenmenschliche und gesellschaftliche

² Ebd.

Handeln ist letztlich nur vor dem Hintergrund einer umfassenden Hermeneutik dessen zu leisten, was dem Menschen Gewissheit in seinem Dasein verleiht und ihm Zielorientierung an die Hand gibt. Damit tritt das kleine Präfix „con-“ oder „mit“ tatsächlich ins Zentrum der äußerst komplexen Frage der Verhältnisbestimmung von Mensch, Natur und Technik, wie sie sich in der Wechselwirkung von Normbildung und Vorstellungen der *conditio humana* zeigt. Im „mit“ sind Natur und Technik, Vorgegeben-Sein und Gestaltungsfreiheit sowie Mensch und Gott „mit“-einander verbunden. Im „mit“ ist angezeigt, dass der Mut zu einer umfassenden Hermeneutik erst den rechten Horizont aufspannt, vor dem Technik und Natur lebensdienlich erschlossen werden können.

Würde Ethik allein normative Orientierung anhand der Phänomene geben wollen, so würde sie trotz des Augenmerks auf das Phänomen gewissermaßen dekontextualisiert sein. Würde Ethik allein eine Metaanalyse gestalten, so könnte sie dadurch zwar einen Sinnhorizont aufspannen, zugleich aber keine normative Orientierung innerhalb der Entgrenzung geben. Erst im Zusammenspiel beider Ebenen kann Ethik hier theoretisch fundiert und am Phänomen orientiert konkrete Handlungsräume durch Normbildung eröffnen.

Normbildung entpuppt sich dabei als ein höchst komplexes Unterfangen. Aus ethischer Sicht sind dabei zumindest sechs Kriterien zu beachten: Erstens müssen Normen dem freien Subjekt entsprechen, weshalb dem Menschen Normen nicht heteronom aufgezwängt werden dürfen, da dies der menschlichen Freiheit zuwiderlaufen würde. Vielmehr kommt die Freiheit des Menschen gerade da zur Geltung, wo er sich Normen – wenn auch vorfindliche – selbst gibt. Die Fähigkeit, sich selbst Normen zu geben, setzt zweitens Bildung im umfassenden Sinn voraus. Da das Subjekt als *animal sociale* stets innerhalb eines politischen Kontextes agiert und so Anteil an einer immer komplexer werdenden Welt nimmt, ist der Mensch hier verstärkt auf Bildung verwiesen, die es ihm ermöglicht, die Strukturen und Bezüge, in denen Menschen stehen, zu erkennen – aber auch die Komplexität strukturell zu vereinfachen. So befähigt Bildung dazu, ethisch valide Urteile fällen zu können. Drittens ist eine paradoxe Entwicklung deutlich: Einerseits wird im Rückgriff auf ein insbesondere naturwissenschaftlich geprägtes Weltbild eine strenge Dichotomie von Sein und Norm eingefordert, wonach Normgenerierung nicht mithilfe einer allzu simplen Deutung von Sein bzw. Fakt gelingen kann (Sein-Sollen-Fehlschluss); andererseits herrscht insbesondere in der (theologischen) Hermeneutik die Einsicht vor, dass ein voraussetzungsloses Denken schlichtweg unmöglich ist. Dem korrespondiert viertens, dass Normen – sofern sie sinnvoll und nachhaltig der ethischen Beurteilung dienen – nicht von konkreten Situationen abstrahieren können. Die Diskussion um die (falsche) Alternative von Norm- und Situationsethik in den 1970ern zeigte, dass Normen stets ein deskriptives sowie ein normatives Moment implizieren; d. h., Normen können Handlungsorientierung gerade darum leisten, weil sie sich an einer konkreten Situation brechen. Der Bezug von Normen auf den zu klärenden Gegenstand in dieser Weise impliziert fünftens, dass Letztbegründungen von Normen aufgrund der Perspektivität menschlichen Daseins

von vornherein ausgeschlossen sind. Anschaulich wird dies in der Verknüpfung von ethischem Diskurs und gesellschaftlicher Debatte, in welcher sich neben der ethischen Normdiskussion zugleich Fragen sozialer Akzeptanz auf tun und umgekehrt.³ Die Komplexität in der Bildung und Anwendung von Normen, wie sie sich anhand der zu klärenden Verhältnisse von Sein und Sollen, normativem Horizont und Deskription innerhalb einer wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Akzeptanzdebatte ergibt, evoziert sechstens die Einsicht, dass Normen stets ambivalent sind. So können selbst Normen wie Inklusion, die gesellschaftlich und politisch stark rezipiert werden und den Anspruch haben, mehr Gerechtigkeit für Menschen, die exkludiert sind, zu schaffen, auch das Gegenteil von dem fördern, was sie inhaltlich zu erreichen suchen.⁴

Vor dem Hintergrund, dass sich i. der Mensch die Natur mittels der Technik erschließt, dass ii. der Mensch stets normbedürftig ist, dass iii. jede Normbildung ein implizites Verständnis vom Menschen voraussetzt und dass iv. diverse Grenzverschiebungen aufgrund der gegenwärtigen gesellschaftlichen und technischen Entwicklungen Normbildungen stark (heraus-)fordern, entfaltet der vorliegende Tagungsband einerseits die Wechselwirkungen von Normenbildung und *conditio humana* in anthropologischer, hermeneutischer und religionsphilosophischer Hinsicht und adressiert andererseits konkrete Topoi kultureller und gesellschaftlicher Grenzverschiebungen, in denen die Normbildungsfrage deutlich wird.

Zu den Beiträgen

Zum Einstieg in die Verhältnisbestimmungen zu „Mensch – Natur – Technik“ werden in diesem Band hermeneutische Überlegungen aufgeführt. Die hermeneutische Themenrunde eröffnet *Notger Slenczkas* Artikel *Normenhermeneutik. Eine ethisch orientierte Funktion des Bekenntnisses?* Slenczka legt im Rekurs auf Schleiermacher dar, dass die Bekenntnisschriften keine orientierende Funktion für die christliche Ethik in dem Sinne haben, Handlungsweisen vorzuschreiben, sondern vielmehr das Projekt der Ethik einschränken: das ethische Handeln kann nicht dazu dienen, menschliche Identität zu definieren. Konsequenterweise zielen die Bekenntnisschriften darauf, das menschliche Leben als umfangreiches Selbstverständnis zu entfalten.

Der Aufsatz von *Gesche Linde* thematisiert die Differenz zwischen *Deutung* und *Interpretation* im theologischen Diskurs. Linde zeigt, dass Deutung meist als Transformation des Ungedeuteten in ein Gedeutetes mithilfe einer „als“-

³ Vgl. A. GRUNWALD, Das Akzeptanzproblem als Folge nicht adäquater Systemgrenzen in der technischen Entwicklung und Planung (in: C. FRAUNE / M. KNODT / S. GÖLZ / K. LANGER [Hg.], Akzeptanz und politische Partizipation in der Energietransformation. Gesellschaftliche Herausforderungen jenseits von Technik und Ressourcenausstattung (Energietransformation), 2019, 29–42).

⁴ Vgl. M. W. SCHNELL, Ethik im Zeichen vulnerabler Personen. Leiblichkeit – Endlichkeit – Nichtexklusivität, 2017, 145.

Struktur verstanden wird. Dadurch entsteht aber eine Erklärungslücke, sodass weder der Deutungsvorgang noch das Gedeutete kritisiert werden können. Mit Charles Sanders Peirces Interpretationstheorie wird stattdessen ein Prozessmodell vorgeschlagen, das die Relationen zwischen Zeichen, Objekt und Interpretant analysierbar und kritisierbar macht. Interpretation erscheint so als konstitutiv für Wahrnehmung, Erfahrung und Bewusstsein insgesamt, nicht nur für reflexive Akte. Dieses Modell wendet Linde dann auf den christlichen Glauben an. Dieser partizipiert umfassend an allen interpretativen Vollzügen des Lebens und ist infolgedessen auch in einem dynamischen und offenen Interpretationsprozess zu verstehen.

Der programmatische Beitrag von *Frank Thomas Brinkmann* nimmt den *Streit um Normativität* auf, um die Frage nach dem Sagbaren in einer popkulturell geprägten Postmoderne zu stellen. Vor dem Hintergrund von Giorgio Agambens Konzept des „Miniatur-Souverän“, wonach in der Postmoderne jeder selbst entscheidet, was er sagt, stellt sich die Frage, welches Verhalten sozial überhaupt adäquat sei. Corine Pelluchons Entwurf einer postmodern-neuaufgeklärten Ethik, welche Autonomie, Wertschätzung und neue Tugenden für das sozial erneuerte Humanum einfordert, weist Brinkmann zurück. Der „sophisticated character“ der Popkultur steht gerade Pate bei dieser Diskussion, dass sich das Subjekt durch ironische Selbstinszenierung und distinktive Stilhaltungen einer normativen Vereinnahmung entzieht, sodass die Frage nach dem Sagbaren grundsätzlich offenbleibt. Konsequenterweise konstatiert Brinkmann, ein Streit um Normativität findet angesichts dieser Diversität gar nicht statt.

Der Aufsatz *Wer hat das Recht, Rechte zu haben?* von *Ingolf U. Dalferth* greift aktuelle Debatten zur Ausweitung des Personenverständnisses, der Frage nach Rechtssubjekten sowie dem Verhältnis von Rechtsordnungen und Werte- bzw. Moralordnungen auf. Dalferths Ausgangsfrage ist, ob und inwiefern Rechte nicht-menschlichen Entitäten zugeschrieben werden können. Die Position, dass alles, was existiert, auch Rechte habe, gehe darum fehl, weil Rechte auch Pflichten implizieren. Zudem bleibt die Frage offen, wie mit dann aufkommenden Rechtskonflikten umgegangen werden soll und wer individuell oder institutionell für die Ausübung der Rechte von nicht-menschlichen Entitäten verantwortlich ist.

Mit dem Beitrag *Das Praxisverständnis Dorothee Sölles* von *Julian Zeyher-Quattlander* wird die hermeneutische Perspektive erweitert zur Frage nach dem Verhältnis von Theorie und Praxis: Vor dem Hintergrund eines zunehmenden Interesses Evangelischer Ethik an praxeologischen Fragestellungen und kritischen Reflexionsbemühungen zum Verhältnis von Theorie und Praxis widmet sich der vorliegende Beitrag dem Praxisverständnis der Theologin Dorothee Sölle. Dabei wird dessen theologischer Aspektreichtum in Erinnerung gerufen und der Frage nachgegangen, inwiefern sich dieses als richtungswesend für Fragen der Normbildung innerhalb des Forschungsparadigmas Öffentlicher Theologie erweisen kann.

In der zweiten, religionsphilosophischen Themenrunde vermittelt *Jörg Dierkens* Beitrag *Mensch und Technik: Bestimmungskordinaten* grundlegende Überlegungen zum Verhältnis von Technik, Kultur und Theologie. Der Bei-

trag erörtert die Koordinaten zur Bestimmung des Verhältnisses von Mensch und Technik im Schnittfeld der Begriffe von Natur und Geist. In deren Rahmen werden verschiedene Dimensionen von technischen Artefakten und Verfahren innerhalb der Kultur erläutert. Da für den Zusammenhang von Natur und Geist der Gottesgedanke steht, mündet der Beitrag in theologischen Erwägungen über die Form des menschlich-religiösen Umgangs mit dem Symbol Gott.

Anschließend weitet *Hans-Peter Großhans* die Perspektive um Fragen religiöser Diversität mit seinem Beitrag *Normbildung angesichts religiöser Diversität – eine evangelisch-theologische Perspektive*. Dogmatisch ergeben sich zwei Zugänge: Entweder die *regula fidei* wird in den Vordergrund gerückt, sodass andere Religionen auf die christliche Normbildung keinerlei Einfluss haben; oder andere Religionen werden durch „Zwischenräume“ respektvoll einbezogen. Hierbei könnten – wie schon bei Schleiermacher – anthropologische Bezugspunkte eine gemeinsame Basis bilden. Die sich unweigerlich ergebende sozial-ethische Diversität etwa bei der Gestaltung des Sozialstaats zeigt, dass sich eine einheitliche Normbildung auch innerevangelisch schwierig gestalten lässt. Hier könnte der interreligiöse Dialog nach Großhans' Verständigung und praktische Lernprozesse stimulieren.

Heiko Schulz entwickelt in seinem Beitrag programmatisch *Freiheit als Freiheitsglaube*. Ausgehend von Peter van Inwagens Beispiel des Gefangenen, der nicht weiß, ob die Tür zu dem Raum, in dem er sich befindet, von außen verschlossen ist, fächert Schulz eine Algebra von Freiheitsverständnissen auf, welche er phänomenologisch rückbindet und intuitiv wertet, um herauszustellen, dass Freiheit in der Selbstübereinstimmung von den Überzeugungen des Handelnden und seiner Handlung besteht. Freiheit weiß also um ihren gegebenen Handlungsraum, ihre Unfreiheit und somit um sich selbst.

Vor dem Hintergrund, dass das Phänomen der Entgrenzung eine Ambivalenz von Freiheitsgewinn und Bindungsverlust impliziert, verweist *Michael Moxter* in seinem Beitrag *Entgrenzungserfahrungen im darstellenden Handeln* auf eine Anthropologie des darstellenden Handelns als signifikante Rahmentheorie in religionsphilosophischer Perspektive. Diese vermag nämlich die Bindung an das Heilige oder Kollektive auf der einen Seite und die Distanznahme durch ästhetische Formen auf der anderen Seite einzufangen. Damit eröffnet Moxter eine theoretische Erschließungsperspektive, warum Kollektive und Individuen bei Entgrenzungserfahrungen nicht unweigerlich ins Haltlose fallen, sondern sich durch darstellendes Handeln – und sei es Lachen oder Weinen – neu dazu verhalten können.

Mit *Tobias Zeebs* Aufsatz *Erschütterung und Fundierung* öffnet sich der theoretische Bezugshorizont hin zu subjektivitätstheoretischen Theorien. Im Anklang an Emmanuel Levinas konstatiert Zeeb, dass das metaphysikkritische Denken der Moderne die normativen Grundlagen des menschlichen Handelns erschüttert, weshalb nachmetaphysisch normative Orientierung nur subjektivtheoretisch genau dort entfaltet werden kann, wo Subjektivität sich selbst überschreitet und auf ein Transzendentes bezieht. Die Erfahrung der rationalen Erschütterung fordert damit, Rationalität vom Anderen her zu denken,

weshalb sich Zeeb verantwortungstheoretisch auf Luthers Rede vom *simul iustus et peccator* bezieht.

Vor dem Hintergrund der hermeneutischen und religionsphilosophischen Reflexionen adressieren die folgenden Beiträge ethische Anwendungsperspektiven, in denen die Grenzverschiebungen von Natur und Technik und deren Auswirkungen auf das Verständnis der *conditio humana* konturiert werden: Geschlecht und Lebensformen, Umwelt und Zukunft sowie Digitalisierung und Macht.

Die Themenrunde *Geschlecht und Lebensform* wird von Athina Lexutt eröffnet, welche mit ihrem umfangreichen Artikel *Oikonomia. Die Ehe zwischen „weltlichem Ding“ und „göttlicher Stiftung“ als Urbild aller geschöpflichen Beziehung nach Martin Luther* eine fundierte Diskussionsgrundlage bietet. Lexutt betont, dass der Schöpfungssegens nicht auf dem Stand der Ehe, sondern auf der dieser zugrundeliegenden zwischenmenschlichen Grundrelation der *oikonomia* liegt. Die Ehe dient lediglich funktional dieser Segensvermittlung, weshalb sie eigentlich kein Stand, sondern ein Amt bzw. ein Beruf darstellt. Lexutt belässt es dann aber nicht allein bei der Rekonstruktion der Funktionen, sondern tranchiert das dem Anspruch nach normativ Gültige von dem historisch Bedingten in Luthers Position, um so den bleibenden Kern für das Humanum herauszustellen.

Unter dem Titel *Polyamouröse Beziehungen: Zwischen familiärer Verantwortungsübernahme und individueller Vulnerabilität* erörterte Friedhelm Meier die Frage, ob und inwiefern polyamouröse Beziehungen ethisch-theologisch äquivalent zur Monogamie gedacht werden können. Dazu unterscheidet er zwischen der traditionellen Polygamie, die er aufgrund des ihr zukommenden Patriarchalismus zurückweist, und der postmodernen Polyamorie, die er aufgrund der Grundkonstellation von mehr als zwei Personen problematisiert. Ausblickend hält Meier fest, dass die Wertschätzung der Kirchen für die Familien letztlich auch eine implizite Wertschätzung für polyamouröse Lebensformen umfassen müsste, sofern diese bestimmten Normen entsprechen.

Reiner Anselm geht in seinem Artikel *Gender und Lebensformen als normative Herausforderung in einer postmodernen Gesellschaft* von der Beobachtung Ulrich Becks aus, dass die Individualisierung einerseits zu einer heteronomen Marktkonformität verpflichtet und andererseits eine Normauffächerung hinsichtlich der Lebensformen impliziert, welche neue Identitätskonstruktionen erzeugt. Die gewählten Lebensformen oder auch die geschlechtliche Identität sind jedoch aufgrund von Vereinzelung und autonomer Normorientierung nicht stabil. Theologische Ethik sollte demgegenüber eingedenk der Auflösung irdischer Bindungsformen den Vereindeutigungsversuchen entgegentreten und etwa mit einer schwachen Norm der Natürlichkeit arbeiten.

Im Anschluss an die Fragen von Gender und Lebensformen adressiert der Band mit der Themenrunde *Umwelt und Zukunft* Grenzverschiebungen und Normbildungen im Kontext der Herausforderungen des anthropogenen Klimawandels.

Friedrich Lohmann erörtert in dem Beitrag *Freiheit und Bedürftigkeit* die von evangelischer Seite oft vernachlässigte Frage nach dem Naturrecht. Hierzu stellt Lohmann zunächst unterschiedliche Naturrechtskonzeptionen vor, um

vor diesem Hintergrund die eigene Perspektive zu begründen: Naturrecht wird demnach als eine anthropologische Grundlegung verstanden, die von der Natur des Menschen aus argumentiert. In Bezug auf die Umweltethik ist es entscheidend, von einem dichotomisch verstandenen Mensch-Natur-Verhältnis wegzukommen. Der Beitrag plädiert für die Grundlegung in einer Anthropologie der Gemeinschaft mit der übrigen Schöpfung, die Freiheit und Bedürftigkeit des Menschen gleichberechtigt zusammendenkt.

Da ethische Fragen bezüglich der Klimakrise oder der intergenerationalen Gerechtigkeit nicht nur ethisch, sondern auch gesellschaftlich kontrovers verhandelt werden, ist eine Reflexion der politischen Dimension hierzu unerlässlich. Dem kommt *Ferdinando Menga* in seinem Artikel *Zur conditio humana der Pluralität und Wandelbarkeit normativer Ordnungen* nach. Menga rekurriert auf Chantal Mouffes Theorie der agonistischen Demokratie, hebt deren Einsicht in die demokratische Kontingenz für die Überschreitung von politisch-rechtlichen Grenzen hervor, weist aber das dieser Theorie zugrundeliegende antagonistische Feindschema von Carl Schmitt zurück. Mit Hanna Arendts Theorie der Pluralität und Natalität sowie Hans Lindahls rechtsphänomenologischen Einsichten will Menga eine Theorie des radikal pluralen demokratischen Raums eröffnen, welche den Transformationen innerhalb des demokratischen Konfliktdiskurses gerecht werden kann, ohne dabei die Kommunikationsstrukturen selbst auszuhebeln.

Der Beitrag *Befreit zur Mitwelterhalt* von *Anne Käfer* beleuchtet im Anschluss daran, dass aus evangelisch-theologischer Sicht ein nachhaltiger Umgang mit der Mitwelt unabweisbar ist. In der evangelisch-theologischen Grundeinsicht, dass der Mensch sich nicht selbst erlösen kann, sondern zur Liebe befreit wird, identifiziert Käfer gerade die Ressource, dass sich der Mensch für ein gewaltfreies und nachhaltiges Zusammenleben mit der Mitwelt einsetzen soll. Indem Käfer hier Kreuzestheologie und umweltethische sowie Fragen der intergenerationalen Gerechtigkeit miteinander verbindet, gelingt ihr ein evangelisch-theologisch fundierter Debattenbeitrag, der nicht zuletzt aufgrund seiner geforderten Konsequenzen den Lesenden zur Antwort (auch im Leben) aufruft.

Georg Pfeleiderer konstatiert zunächst in seinem Beitrag *Klimatologie als Eschatologie?*, dass Katastrophenszenarien oder apokalyptische Perspektivierungen der Zukunft keine genuinen Stillblüten der Klimakrise sind, sondern den Menschen seit jeher beschäftigen. Neu ist allerdings, dass der anthropogene Klimawandel nur mithilfe eines kollektiven Handelns zurückgewiesen werden könne. Dieses Ausgangsszenario biete aber unweigerlich enorme Interessenskonflikte. Vor dem Hintergrund der biblischen Apokalyptik verweist Pfeleiderer mit Karl Barth darauf, dass sich Christ-Glaubende nicht auf einen inneren Frieden zurückziehen könnten, sondern zum Kampf für einen äußeren Frieden aufgerufen seien. Hierfür benennt Pfeleiderer Eckpunkte, wie christliche Eschatologie und Klimaethik in einen fruchtbaren Dialog gebracht werden und wie argumentativ den anstehenden Konflikten begegnet werden könne.

In der letzten Themenrunde zu *Digitalisierung und Macht* wendet sich der Band dezidiert den jüngsten technologischen Entwicklungen zu und erörtert diese insbesondere vor dem Hintergrund des Machtphänomens. *Christian Schlen-*

kers Artikel *Der Text in seiner technischen Reproduzierbarkeit* untersucht die Auswirkungen generativer Künstlicher Intelligenz (KI) auf die Wahrnehmung, Tradition und Bildung im Lichte von Walter Benjamins Kunstverkaufsatz und dem protestantischen Bildungsbegriff. Ausgehend von Benjamins Analyse der Produktions- und Wahrnehmungsverhältnisse wird argumentiert, dass die technische Generierung von Texten eine „Erschütterung des Tradierens“ hervorruft, indem sie die Praxis des Überlieferens und Aneignens grundlegend verändert. Der protestantische Bildungsbegriff wird als kritischer Rahmen herangezogen, um die Herausforderungen und Chancen dieser Veränderungen zu beleuchten.

Jure Zovko und *Ivana Renic* untersuchen in ihrem Artikel *Being an Avatar?* aus philosophischer Sicht, ausgehend von der paradigmatischen Figur des Avatars, die sich durch James Camerons Science-Fiction-Film *Avatar – Aufbruch nach Pandora* (2009) einer breiten kulturellen Öffentlichkeit vermittelt hat, die gegenwärtigen Entwicklungen der biowissenschaftlichen Gentechnik und technologischen Innovation. Im Rekurs auf Husserl, Kant und Heidegger erörtern die Autoren Chancen und Herausforderungen dieser Erkenntnisse für die Lebenswelt und eröffnen eine kritisch-reflexive Perspektive anhand der deontologischen Grundüberzeugungen, welche vom Menschen und zum Menschen hindenkt, sodass sich eine Instrumentalisierung desselben verbietet. Nur wenn Forschung diese „poetische“ (Heidegger) Grundorientierung aufweist, kann sie im umfassenden Sinn auch dem Menschen dienlich sein.

Der Beitrag *Macht und Wirkmächtigkeit angesichts der Digitalisierung* von *Gotlind Ulsböfer* beschäftigt sich mit Fragen nach Macht, Wirkmächtigkeit und Ethik angesichts der aktuellen Entwicklungen Künstlicher Intelligenz, insbesondere im Bereich artifizieller Stimmen. Dabei eröffnen Stimmen als Medium nicht nur neue Kommunikationsformen, sondern prägen auch Wahrnehmung, Identität und soziale Imaginationen. Popkulturelle Narrative – etwa der Film *Her* – verweisen darauf, wie technologische Entwicklungen kulturell gerahmt und imaginiert werden. Theologisch-ethisch erweist sich die Analyse solcher Imaginationen als zentral, um die Ambivalenz digitaler Machtverschiebungen kritisch zu reflektieren. So eröffnet sich ein Beitrag zur notwendigen Reflexion von Freiheit, Verantwortung und Technik im digitalen Zeitalter.

Christian Schwarke fragt in seinem Artikel *Ununterscheidbarkeit. Digitalisierung als Machtgewinn und -verlust* danach, was die im Zusammenhang mit der Digitalisierung beobachtbaren Machtverschiebungen tatsächlich mit der Technik als solcher zu tun haben. Eine Schlüsselrolle kommt dabei der „Ununterscheidbarkeit“ zwischen digitalen und analogen Bildern der Realität einerseits sowie zwischen digitalen Prozessen und ihren menschlichen Initiatorinnen und Initiatoren andererseits zu. Die gängige Forderung nach einer Transparenz von Algorithmen und neuronalen Netzen sollte daher auf das Moment der Unterscheidbarkeit hin konkretisiert werden. Denn nur so wird es möglich, sich zu den Ergebnissen technischer Prozesse zu verhalten und Freiheitsräume zu erhalten.